

Zur schweizerischen Schriftsprache : (Fortsetzung)

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **20 (1936)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur schweizerischen Schriftsprache.

(Fortsetzung.)

Immer noch tröpfelt's im Blätterwalde vom Geistesregen, den Emil Baer entfesselt hat. Das Septemberheft des „Schweizer Spiegels“ bringt eine Reihe von acht Beiträgen, die er eingefordert hat. Einleitend erklärt der Herausgeber: „Die Schaffung einer schweizerischen Schriftsprache wäre zweifellos möglich, wenn sie sich als notwendig erweisen würde. Als wünschenswert betrachten wir diese Neuschöpfung nicht.“ Ein Luzerner Einsender meint, sie wäre nicht nur nicht wünschenswert, sondern nicht möglich wegen des „im Regionalismus und Individualismus befangenen Volkes“; Baer rechne auch zu wenig mit dem Flusse aller Sprachentwicklung, und die „zweifache Muttersprache“ gehöre nun einmal zu unserem Schicksal. Ein Schweizer in Bukarest warnt vor einem Bruche mit dem deutschen Kulturkreis, wünscht aber doch, daß Presse und Mundart die Mundart mehr pflegen als bisher. Ein St. Galler, der Baer vorsichtig zustimmt, macht gleich einen Versuch und schreibt, der Verstand, „gischwind ufglaat zor Kritik, ond gägen alls, wo d' Bequemlichkeit vo üs Lüte dor e Neus wott ondergrabe“, sage zu Baers Vorschlag nein, das Herz aber sage ja; „es maant, i de hüttige Zyte wär's scho vom Standpunkt vo de nationale Eigenart vo Guetem“; man merkt diesem Schweizerdeutsch ja an, daß der gute Mann — schriftdeutsch denkt, wenn er etwas Bisheriges „dor e Neus“ ersetzen will „vom Standpunkt vo de nationale Eigenart“, die aber hier wenigstens sprachlich gar nicht sehr eigenartig ist. Ratsverhandlungen und Predigten sollten mundartlich sein, „ond üsi Dichter söttet meh Dialekt schrybe“ — wir fügen bei: „Ond üsi Schwyzler söttet ehri Büecher meh chöffe“! — Vermehrte Pflege der Mundart in Zeitung und Mundart verlangt auch ein Dielsdorfer, der aber im übrigen im Hinblick auf die Schule lebhaft vor dem Einheitschweizerdeutsch warnt und Baer Schwarzleherei vorwirft. Ein Berner lehnt wieder kurz ab, weil sich bei unserer föderalistischen Geisteshaltung keine bestehende Mundart zur Schriftsprache erheben, eine künstliche Sprache sich aber auch nicht konstruieren lasse. Etwas schwammig klingt die Antwort eines Zürchers, ein „Kollegium von Fachleuten“ sollte aus den großen schweizerischen Mundarten den „alemannischen Kern herauschälen, ohne jedoch in der Normalisierung zu weit zu gehen, sondern unter Einräumung von fakultativen Varianten“. Unser eigener Beitrag macht auf Baers Grundirrtum von der unbedingten Abhängigkeit der staatlichen Gesinnung von der Sprache aufmerksam, sowie auf die Schwierigkeiten, die sich aus der geforderten Dreisprachigkeit für die Schule ergäben; dagegen könnte die Schule durch Einführung einer wöchentlichen Mundartstunde viel zur Erhaltung unserer Heimatsprache tun. Zum Schlusse kommt Adolf Frei, der Gründer des „Schutzbundes“, der in Baers Tat einen glücklichen „offensiven Angriff“ in der geistigen Landesverteidigung sieht (gibt es noch andere als „offensive“ Angriffe? Gibt es andere als weiße Schimmel?); denen, die im Schweizerdeutsch nur „einen Teildialekt der deutschen Sprache“ sehen, trete heute ein schweizerdeutsches Kulturbewußtsein gegenüber „und zieht auch die Sprache in deren (!) Interessenskreis“.

Im Augustheft der Berner Zeitschrift „Die Zeit“ weist Bernhard Diebold von der Schriftleitung der Frankfurter Zeitung Baers Wünsche und Beweismittel als Uebertreibungen und Verstiegenheiten zurück. Was Baer den Untergang der Mundart nenne, sei nur natürliche Sprachent-

wicklung (so einfach ist die Sache wohl doch nicht); im Reiche selbst hätten sich die Mundarten bis heute halten können (im ganzen Volke?); denn ein einheitlich gesprochenes Reichsdeutsch gebe es gar nicht. Die Bezeichnung des Schriftdeutschen als Fremdsprache sei eine „höchst bedenkliche Verwischung von realen „Tatsachen“. Baer möge die Folgen eines „sprachlichen Bürgerkrieges“ (zwischen Bern-, Basel- und Zürichdeutsch) bedenken. Auch aus dem Schriftdeutsch Gottfried Kellers oder Spittlers und besonders aus unserm gesprochenen Schriftdeutsch höre man immer den alemannischen Ton heraus. „Der sprechende Mund bewahrt ein echteres Idiom nach Klang und Rhythmus, als es irgend ein künstlich gewonnenes Schriftalemannisch in seinen Hieroglyphen konservieren könnte“.

In den „Glerner Nachrichten“ (22. 8.) weist F. K. Baers Forderung als „sonderbare Zumutung“ ab, weil sie uns zur „sprachlich-kulturellen Vereinsamung“ führen müßte. Ob denn die schriftdeutschen Reden der Glerner Landammänner an der Landsgemeinde und der Räfelser Fahrt, die Kantons- und die Bundesverfassung nicht der Ausdruck der glernerischen und schweizerischen Volksseele seien? Dieses „Alemannisch“ würde uns auch von den Welschen entfernen, die, wenn sie Deutsch lernen wollen, lieber eine Weltsprache von 80 Millionen als eine Mundart von 3 Millionen lernen.

Im „Volksrecht“ (15. 8.) äußert sich Jakob Bühler nochmals, in nicht übertrieben klarer Weise; er scheint sagen zu wollen, grundsätzlich sollten wir bei der Schriftsprache bleiben, aber wenn mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Zustände im Reich unser Landesfender nur noch Mundart reden würde, so wäre diese „Tagesmaßnahme nicht abwegig“. Die mundartliche Dichtung lehnt er grundsätzlich ab; echte Mundart sei immer „mündliche momentane Unterhaltung“, nie literarischer Ausdruck.

In der „Thurgauer Zeitung“ (8. 8.) meint jemand in längerer Plauderei, man könnte es mit Baers Plan einmal versuchen, bis dahin aber Mundart und Schriftsprache sauber auseinander halten und den Schülern Ehrfurcht einflößen vor beiden Sprachformen. U. a. hält er Baer vor, in die Abhandlung eines „Vollalemannen“ über die Muttersprache gehören keine Ausdrücke wie konsequent, substantiell, integrierend, konkretisieren, stringent, Divergenz. In Nr. 191 (15. 8.) lehnt E. N. das Alemannische ab, fordert aber „Grenzwacht gegen den sprachlichen Schmuggel“, der unsere Mundart verderbe, durch Volksaufklärung, eine allgemeine Bewegung wie Heimatschutz und Trachtenbewegung und andere nationale Bestrebungen; es handle sich ja nicht um schlechten Willen gegenüber dem Schweizerdeutschen, nur um Fahrlässigkeit. Zeitung, Mundart und Schule sollten da mehr leisten; eine Uebertreibung ist wohl der Satz: „Da ein Durchschnittsschüler das Hochdeutsche wohl verstehen, nicht aber schreiben und reden lernt, soll er darin unterwiesen werden, seinen Dialekt zu Papier zu bringen.“ Ein Leser aus Brüssel schreibt darauf (29. 8.), die Ablehnung von Baers Plan scheine ihm berechtigt und sogar wünschenswert; seine Beobachtungen in Belgien veranlassen ihn, im Gegensatz zu seinem Vorredner, vermehrte Pflege des Hochdeutschen zu fordern, und zwar „eines deutschen Hochdeutschen und nicht eines schweizerischen Hochdeutschen“.

Die „Neue Basler Zeitung“ gibt mit Zustimmung (4. 7.) unsere erste Uebersicht aus Nr. 5/6 wieder. Einige Blätter, der „Appenzeller Anzeiger“ (16. 6.), der „Bülach-Dielsdorfer Volksfreund“ (4. 6.) und das „Neue Winterthurer Tagblatt“ (13. 6.) bringen einen und denselben Auszug aus dem Vortrag Prof. Dieths und schließen mit dem

Wünsche, es werde gelingen, wenn nicht die Lokalmundarten, so doch ein würdiges Einheitschweizerdeutsch zu retten, „denn auch das gehöre zu einem einig Volk von Brüdern“ — was hier eine Phrase ist, die Prof. Dieth schwerlich unterschreiben würde; denn entweder wären die Welschen und Tessiner dann nicht unsere Brüder, oder sie müßten dann schleunigst dieses Alemannisch lernen, was ja Baer auch wünscht, aber „wer's glauben tut, und der ist weit von hier“. An Dieth knüpft auch ein Einsender in der „Neuen Aargauer Zeitung“ (16. 7.) an, der für dessen Forderung einer einheitschweizerdeutschen „Autorität“ das glückliche Wort „Sprachvogt“ prägt und Baers Plan mit Spott übergießt. Er bedauert sogar, daß es „Mode“ geworden sei, in öffentlichen Volksversammlungen und bei festlichen Anlässen schweizerdeutsch zu sprechen, und tadelt, daß die Schule in den letzten Jahren die Mundart viel zu viel berücksichtigt habe; die Schüler müssen für das praktische Leben Schriftdeutsch lernen, und ob wir Anke oder Butter, Hamme oder Schinken essen, werde keinen Einfluß auf die „eidgenössische Seele“ oder das Nationalgefühl ausüben, sonst müßten ja die Welschen schlechte Eidgenossen geworden sein. Teilweise mit Recht widerspricht ihm ein anderer (27. 7.), der dann seinerseits wieder übertreibt, wenn er sagt: „Schriftdeutsch ist und bleibt uns eine Fremdsprache, die wir gar nicht richtig beherrschen, und es daher nicht zu verwundern ist, wenn es dann ein Reichsdeutscher für Schweizerdeutsch nimmt.“ Der Mann weiß gar nicht, wie sehr er wenigstens für sich selbst recht hat mit der Behauptung, daß wir das Schriftdeutsch nicht richtig beherrschen, aber ein ordentlicher Volksschüler macht keine solchen Sätze, „und es daher nicht zu verwundern ist“, wenn man über den Mann lächelt.

Unsere bisherige Uebersicht zeigt 29 Stimmen gegen Baer und 6 für ihn.

Vaterland und Muttersprache.

Es ist jetzt viel von geistiger Landesverteidigung die Rede; das meiste ist dabei gut vaterländisch gemeint, aber vieles auch herzlich unklar gedacht und darum nicht viel mehr als vaterländische Phrase. So schreibt der Herausgeber des „Schweizer Spiegels“ in seiner Einleitung zu den verschiedenen Beiträgen über Baers „Alemannisch“ (s. Spalte 3), die Schöpfung einer schweizerischen Schriftsprache dürfte nur als äußerste Maßnahme der Notwehr gegen eine Durchdringung mit fremdem Geistesgut, die unsere nationale Selbstständigkeit aufheben müßte, in Frage kommen“. — Wie soll man sich das vorstellen? Wenn die Schweizer sich bereits in besorgniserregender Weise haben „mit fremdem Geistesgut durchdringen“ lassen, wer will dann in der schweizerischen Demokratie die hochdeutsche Schriftsprache verbieten und uns zwingen, nur noch „alemannische“ Zeitungen zu lesen? Den Morgenschnaps und den Bau einer überflüssigen Drahtseilbahn kann man verbieten, aber es stünde dem „Lande der Freiheit“ schlecht an, die Sprache, das wichtigste Mittel geistigen Ausdrucks, polizeilich zu regeln.

Noch unklarer gedacht scheint uns der Lehrsatz, den Konrad Falke 1933 in der N. Z. Z. ausgesprochen mit der Hoffnung, aus den Reihen seiner Landsleute keinen Widerspruch zu erfahren: „Sollte jemals einer Macht auf Erden der Anspruch zugewilligt werden, uns Deutschschweizer nur deshalb zum Deutschen Reich zu schlagen, weil wir auch deutsch sprechen, so würden wir lieber diese Sprache (und damit die Sprachgemeinschaft mit dem deutschen Volke) aufgeben. Am Lac Léman oder am Lago

di Lugano lebt ebenso gut wie am Zürich- oder Bierwaldstättersee jener Geist der Freiheit, in welchem wir den gemeinsamen Urquell unsere vielgestaltigen Kultur erblicken, und neben welchem uns der sprachliche Ausdruck unseres Innenlebens erst im z w e i t e n Range steht“. (Mit diesen Worten schließt auch Adolf Frei seinen Beitrag im „Schweizer Spiegel“). Wir haben selber während des Weltkrieges und unserer Grenzbesetzung den Gedanken ausgesprochen, daß wir Schweizer nur dem Vaterland und nicht der Muttersprache „das Opfer des Lebens bringen und uns der feindlichen Kugel stellen“. Das ist doch wohl ebenso gut vaterländisch gedacht wie Falkes Worte, und es hätte damals jeden Tag Wahrheit werden können; das konnte man sich damals leicht vorstellen. Aber wie soll man sich das Aufgeben der deutschen Sprache vorstellen? Nehmen wir einmal an, der böse Adolf Hitler teile unserm Bundesrate am 7. März (weil der Tag nun einmal einen gewissen Ruf besitzt) 1937 mit, die deutsche Schweiz gehöre jetzt ebenfalls zum Dritten Reiche, weil sie deutsch spreche. Unser Bundesrat beschließt sofort, dem Räte Konrad Falkes zu folgen, und erklärt am Abend im Rundspruch, von Mitternacht an sei der Gebrauch der deutschen Sprache, natürlich auch der deutschschweizerischen Mundarten, verboten, und wer nicht Französisch, Italienisch, Englisch oder sonst eine Fremdsprache kenne, habe einfach — das Maul zu halten! Und vom nächsten Morgen an wird nun in allen Schulen, vom Kindergarten bis zur E. T. S., Französisch oder Italienisch gelehrt und gelernt, daß die Wände rauchen; die Rekrutenschulen werden um ein Vierteljahr verlängert; für erwachsene Zivilisten werden Abendkurse, nein Ganznachtkurse eingerichtet. Aber woher auf einmal die vielen Lehrer nehmen? Ginge es nicht am leichtesten mit Esperanto? Hoffentlich werden Leute über 65 Jahre geschont! — Oder wird man uns vielleicht ein Menschenalter oder zwei Frist geben? — Was hat eine solche Politifizierung mit Unmöglichkeiten für einen Sinn?

Ein unklarer Denker muß auch, wenigstens nach dem Bericht der „Zürichsee-Zeitung“ (18. 9.) der Dr. Pozzay sein, der an einem Auslandschweizertag in Montreux über „schweizerische Kulturpropaganda“ sprach, die Herausarbeitung eines schweizerischen Kulturwillens und Schaffung einer schweizerischen Kulturkammer forderte; dann heißt es plötzlich: „Wie bei uns vier Landessprachen, verschiedene Kulturen und zwei Konfessionen einträchtig neben einander leben, müßte es auch in einem friedlichen Europa sein“. Ja, wie ist es nun? Wenn wir mit Hilfe der schweizerischen Kulturkammer die helvetische Einheitskultur schaffen, können wir mit unsern „verschiedenen Kulturen“ nicht mehr das löbliche Beispiel der Eintracht geben, und wenn wir das noch weiterhin geben wollen, müssen wir unsere verschiedenen Kulturen verschieden halten und nicht vermischen. Auch dieser Redner versteht offenbar unter schweizerischer Kultur nur den schweizerischen Staatsgedanken, hat also kein sicheres Sprachgefühl, wie jener andere Kulturredner, von dem in Nr. 1/2 d. J. die Rede war.

Wie ganz anders betrachten diese Dinge unsere Welschen und Tessiner. Vor einigen Jahren durfte der mit Recht geschätzte welsche Schriftsteller Robert de Traz im «Journal de Genève» schreiben, dem Schweizer müsse die Muttersprache ebenso heilig sein wie das Vaterland und der religiöse Glaube. Und 1934 (also 11 Jahre nach Mussolinis „Machtergreifung“, ist in Bellinz ein Atlas des Kantons Tessin für tessinische Mittelschulen erschienen, mit ausdrücklicher Genehmigung des Erziehungsdepartements, wo es S. 70 heißt: «I ticinesi sono italiani etni-